

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schlöß-Königsfeld, Marie: "Rümm Hart, klaar Kimming!"

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Pünktlich um 10 Uhr am nächsten Vormittag standen die Pferde des Königs bereit. Und wie bei Friedrichs Eintreffen, so war auch jetzt, wo er Hammerstein zu verlassen gedachte, Herr und Frau v. R., Karoline und die Knaben auf der Freitreppe des Hauses anwesend. Mit kurzen Worten, sich ritterlich verbeugend, verabschiedete sich Friedrich von Frau v. R. Seinem Domänenpächter reichte er schweigend die Hand, welcher dem König noch einmal für die ihm und seiner Familie erwiesene große Gnade dankte. Lächelnd drohte er den Knaben zu und der Karoline, die den König strahlend vor Glück anblickte, rief er schelmisch zu: „Habe ich es recht gemacht?“

Dann stieg der König mit seinem Feldjäger zu Pferde, um unter Blumengewinden fortzureiten, wie er unter Blumen in Hammerstein eingezogen war.

Und der König hielt sein Wort! Nach kurzer Zeit empfing der Feldjäger die königl. Order, daß er zum Oberförster der königlichen Oberförsterei Bülowshöhe in Westpreußen ernannt worden sei.

An einem wundervollen Maientage nun, als im nahen Wald der Kuckuck sein „Kuckuck“ rief, im Forsthausgarten der Klieder blühte, und die Vögel jubelnd ihre Liedlein erschallen ließen, — führte der junge Oberförster Karoline v. R. als seine Gattin heim. Und selbst auch dann gedachte Friedrich noch seines alten Feldjägers. Mittelfst Stafette übersandte der König ihm eines Tages sein Hochzeitsgeschenk: Eine kostbare Tabaksdose, der ein Brief mit folgendem Inhalt beigelegt war:

„Hiernit überende ich Ihn eine Tabaksdose. Da Er den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, so ließ ich für Ihn zur Erinnerung daran die Namen der Schlachten eingravieren.

Werde Er glücklich! Und Sorge Er dafür, daß Seine Nachkommen, so wie es Ihn schon Seine Eltern lehrten, »zur Vaterlandsiebe, zur Pflichttreue« erzogen werden. Denn nur solche Leute kann ich gebrauchen, will ich mein Preußen wachsen und gedeihen sehen!

Sein wohlaffectionierter

König Friedrich.“

### „Rümm Hart, klaar Kimming!“

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Der „geneigte Leser“ lese Romanschreiner, wenn auch der Vorname, auf den er nach einem vermöglichen Paten getauft war, Roman ausgesprochen wurde. Der Nachname tut nichts zur Sache.

Mit der merkwürdigen Aussprache seines Vornamens war es folgendermaßen zugegangen: Als er gerade ins zweite Schuljahr ging und

die schwere Kunst des gedruckten Lesens erfaßt hatte, wurde er einmal mit einem Auftrag in ein reiches Kundenhaus geschickt, wo er der Frau, die faul auf einem Ruhebett lag, das heruntergefallene Buch aufhob, und mit einem Blick auf den Umschlag erstaunt ausrief: „Aber das heißt ja gerade wie ich auch!“

So etwas spricht sich gleich herum; und von da hatte er den Namen ab. Schreiner waren schon Urgroßvater, Großvater und Vater gewesen, und vielleicht noch einige Geschlechter vorher auch. In den Häusern der kleinen Leute geht die Familienkunde selten weit zurück, sogar recht selten, wie hier, bis zum Urgroßvater, trotzdem man dort erst recht oft Ursache hätte zu einem: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“

Auf dem gleichen Handwerk schaffte später auch der Roman selbst, und so wurde dann aus dem Schreiner seinem kleinen Romäne der Romanschreiner, ein stattlicher Mann und Meister, mit dem manches Mädel recht gern selbst seinen Roman erlebt hätte. Er aber hatte — scheint's — weder Lust zum Roman erleben, noch lesen; das schon gar nicht. Er war nicht für die „verlogenen Geschichten“, höchstens, daß er einmal zu einer Reisebeschreibung oder einem Lebensbilde griff. Er schaute mit merkwürdig klaren Augen Welt und Menschen an und machte sich seinen Text zu ihrem Treiben. Er hatte auch mehr als die meisten in der Kleinstadt von Welt und Menschen gesehen; war er doch, als es eigentlich schon aus der Mode gekommen, auch als Geselle mit Wanderstab und Känzel ausgezogen und hatte da und dort Arbeit genommen. Wenn er dabei etwa sein Stückchen Romantik erlebt hatte, so sprach er doch nie darüber. Von der Wanderschaft hatte er sich auch einen den meisten unverständlichen Wahlspruch mitgebracht und ihn groß in der Werkstatt über seine Hobelbank geschrieben: „Rümm Hart, klaar Kimming!“ (Reines Herz und klarer Horizont oder Himmel.)

Den Spruch kann man nicht nur am Nordseestrand und auf hoher See gebrauchen, er ist immer gut und ganz besonders dann, wenn man von Berufs wegen gar manchen, Alten und Jungen, das letzte Bett herstellen muß.

Was seinen Vorfahren nicht so recht geglückt war, durch Geschicklichkeit und ähnen Fleiß kam der Romanschreiner zu einem behaglichen Wohlstand, allerdings erst, als er für die ganz jungen Mädels schon so eine Art lieber Onkel geworden war. Bei den Müttern war er aber noch ein starker Faden, den sie in das Gespinnst der Zukunftshoffnungen, auch für ihre jüngeren Töchter, woben. Mancher „älteren jungen Dame“ hätte es auch selbst sehr wohl angestanden, als Meisterin in das Haus des Schreiners einzuziehen.

Ganz besonders gerne hätte die Rosalie Schäggle den Umzug vom Kniestock in das Ergechoß unternommen. Es paßte ja auch alles so gut: er hatte das geräumige Haus und sein gutgehendes Geschäft; und sie brachte ihm dann noch ein nettes Geld, mit dem er vergrößern konnte. Daß er stattlich und sie häßlich war, machte wohl nichts; er war ein ernster Mann der nichts aufs Äußere gab. Er kannte den Ernst des Lebens schon durch sein Geschäft und sie (mit einem stolzen und selbstgerechten Senfzer) kannte ihn auch. Daß sie fast immer selbst, und nicht nur durch ihre Häßlichkeit, die ihr auch kaum so ganz klar sein konnte, schuld daran trug, wenn ihr immer wieder die Peterfilie verhaselte, das hätte sie ja nie und nimmer eingesehen. „Die Erde ist ein Jammerthal!“ Das war ihr Leib- und Magenpruch. Ob der wohl zu des Romanschreibers „Nimm Hart, Maar Kimmig!“ passen würde? Wenn nicht dazu, so doch zu den Särgen, in denen jeder ehrsame Bürgermann des Städtles seine letzte Reize auf den Gottesacker antrat. Die Rosalie Schäggle baute ihre Zukunftshoffnungen auf diese Särge, trotzdem sie bei dem guten Gesundheitszustand des Städtles kaum ihren Mann ernährt hätten. Die Wägen überwogen erfreulicherweise. Aber immerhin: Er hatte doch viel öfters als andere solch: „Gedenke des Todes!“ vor Augen, und selbst, wenn man die Erde ein Jammerthal nennt, mit dem Blick und der Arbeit an Särgen hat es doch etwas auf sich. „Das Jammerthal“ umjogte den Romanschreiber mit einer Freundlichkeit, die sich doch nicht frei von einer gewissen Säuerlichkeit hielt; ohne diesen Beigeschmack hätte sie ja auch ihrem Namen keine Ehre gemacht. Ob der sonst so helle Meister nichts merkte oder merken wollte, sei dahingestellt; er war artig gegen sie, wie gegen jedermann, nicht mehr und nicht minder. Ein um so größeres Gaudium bildeten ihre Bemühungen aber für die Nachbarschaft und die beiden Gesellen. Selbst der grüne Lehrbub grinste, wenn sie unter irgendeinem Vorwand die Werkstatt betrat.

So ging das eine ganze Zeit. Eines Tages aber hing um den Wahlpruch ein Tannenzweig, so ungeschickt zusammengeflochten, wie es nur sonst tüchtige Männerhände können, und darin staken ein paar bescheidene, hier fremde Blümchen. Noch ein paar Tage später übergab der Meister die Aufsicht dem ältesten Gesellen, weil er 4 Wochen verreisen müsse. Es sei ja stille Zeit, da gehe es schon. Ueber das „Wohin“ schwieg er sich aus. Aber noch lange vor seiner Rückkehr wußte es das ganze Städtchen, und die Rosalie hatte neue Ursache zu ihrem: „Die Erde ist ein Jammerthal“, als sie unter den Cheberkündigungen am Rathaus lesen konnte: Roman Andreas Walterspiel, Schreinermeister,

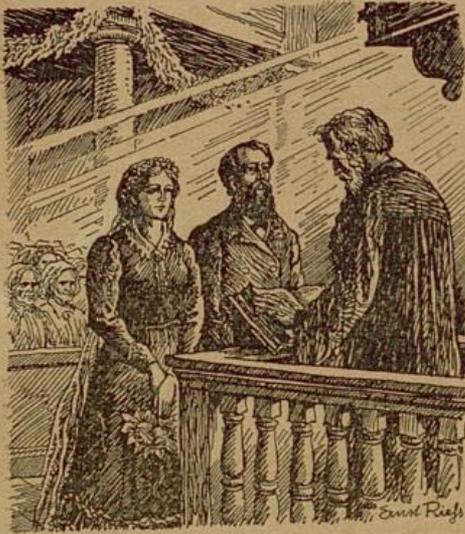
und Elke Christianen, Tochter der verstorbenen Eheleute Kay und Trina Christiansen und ein Ort, der, ihr zwar unbekannt, hinunter nach der Wasserkant wies.

Wie ging das zu? So trug der Schreiner seinen Vornamen doch zu Recht?

Auf der langen Fahrt zog er oft ein Schreiben aus der Tasche, in dem die kleinen Strandblumen gelegen waren, die er dem heimatischen Tannengrün eingeflochten hatte. Er las es immer und immer wieder: „Der Großvater hat die Augen geschlossen, die ja schon so lang nichts mehr von der Welt gesehen haben. Er ist sanft eingeschlafen. Jetzt ist mein Platz bei Dir; komm, hol mich bald, Deine Elke.“

Zum Greifen deutlich sah und hörte er noch alles aus jenen fernen Tagen auf der Insel, von wo er sich jetzt die Lebensgefährtin holen sollte. Achtzehn Jahre des Wartens und der Treue, achtzehn Jahre selbstloser und liebender Pflichterfüllung des Mädchens an dem Großvater, der die früh Verwaiste aufgezogen hatte. Er ging schon gebückt, als der Romanschreiber, damals als junger Geselle, bei dem alten Kunsthandwerker Einstand genommen, aus dessen Hände Stücke hervorgingen, die man ruhig dem besten altfriesischen Hausgestühl zur Seite stellen durfte. Wie aus einem alten Bilde herausgetreten wirkten auch der Großvater und die kaum fünfzehnjährige Elke, die damals an der Grenze von Kind und Jungfrau stand. Ihr hatte das grausame und doch so geliebte Meer früh den Vater entrißen, dem bald die Mutter, des Alten einziges überlebendes Kind, nachgestorben war. So waren dann reifes Alter und frühe Jugend eng miteinander verwachsen. Als der Romanschreiber nach zwei Jahren schied, weil der schwächliche, bald darauf sterbende Vater seiner Hilfe bedurfte, da wußten die beiden ohne große Worte, was sie sich waren und, will's Gott, noch mehr werden sollten. Nach Verlauf von fünf Jahren kam ein Brief aus dem Schwarzwaldstädtchen auf die Nordseeinsel: „Nun kann ich Dir sagen: Komm, es wartet ein arbeitsreiches, aber nach menschlicher Voraussicht gesichertes Leben an meiner Seite auf Dich!“ Und die Antwort? Kein jubelndes: „Ich komme“ oder ein: „Hole mich!“ „Ich kann nicht, Du Lieber! Der Großvater bedarf meiner. Sein Augenlicht ist erloschen: ich muß ihm Auge und Stütze sein. Er darf nichts von Deinem Briefe wissen, sonst ließe er mich ziehen oder spräche gar von mit mir gehen. Aber sag selbst: Könnte ich eines von beiden tun und dabei glücklich werden? Wohl ist er blind, aber er spürt und atmet die Meeresluft und sein Rauschen tönt ihm, nachdem der Gesichtssinn ausgelöscht ist, doppelt stark ins Ohr. Wenn keiner von uns den Wellenschlag hinter geschlossenem Fenster an stillen Tagen mehr hört, ihm singen die Wellen

noch ihr Lied. Sonst ist es still um ihn geworden; seine Altersgenossen sind ihm schon alle vorangegangen. Er geht wohl gebückt, ist aber noch geistig frisch und körperlich gesund. Das Meer soll ihm, ob früher oder später, das letzte Schlummerlied singen.“ So war's geschehen;



Der alte Friesenpfarrer verlobt mit dem Trautert: „Selig sind, die reinen Herzens sind,“ den Wahlspruch: „Nimm Hart, klar Kimmung!“

und jetzt fuhr der Romanschreiber, der seinen Namen so zu Unrecht getragen zu haben schien, der entgegen, der das ganze Sehnen seiner Mannesjahre gegolten hatte. Der alte Friesenpfarrer, der die zwei dann zusammengab, verwob mit dem Trautert: „Selig sind, die reinen Herzens sind —“ den Wahlspruch: „Nimm Hart, klar Kimmung!“

### Die Apotheke.

**D**er Schmied Geiser, ein wackerer Mann, aber kein starker Denker, hatte eine Tochter, welche zu Herrenstadt in der Apotheke diente. Zu ihrem Geburtstag schrieb ihr nun mit vereinten Kräften das Elternhaus erstmals einen schönen Brief. Dann klebten sie eine Freimarke auf den Umschlag, welcher dabei allerdings etwas schwarze Farbe von der ruhigen Hand des Vaters erhielt; doch das fiel nicht weiter ins Gewicht. Dann schrieb der Papa feierlich die Adresse: An Frä. Lisette Geiser in Herrenstadt, A. . . ! „Apotheke“ wollte er schreiben, brachte aber das beschwerliche Wort nicht aufs Papier. „Wie schreibt man Apotheke?“ „Wahrscheinlich so, wie man es spricht,“ meinte die Frau.

„Dann schreib du's!“ brummte der Hausvater und schob ihr den Brief hin.

Aber die Frau Geiser ließ ihre Finger davon. Nun hielt man Familienrat, wie das Wort zu schreiben sei. Denn blamieren wollte man sich vor der Herrschaft der Tochter doch auch nicht. Aber der Familienrat endigte wie so manche andere Versammlung, Reichstag oder Konzil, mit hellem Streit. Um aber doch zu einem Schluß zu kommen, wurde der Antrag gestellt und auch genehmigt, der Vater solle vor die hiesige Apotheke gehen und dort am Firmenschild nachschauen, wie das kritische Wort zu schreiben wäre. Insonderheit sollte er klügglich erforschen, wohin das h komme, ob hinter das p, t oder k. Denn darüber war man sich allgemein einig, daß das Wort irgendwo ein h enthalte.

Sehr ungern machte sich der Meister auf diese philologische Forschungsexpedition. Denn er hatte viele Arbeit, und gerade eben lärmten und polterten die wartenden Bauern in der Schmiede. Aber der Brief mußte weg, denn der Geburtstag der Tochter ließ sich nicht gut verschieben. Man hätte schon den Kalender ändern müssen; aber dazu war es jetzt auch bereits zu spät. Der Schmied nahm sich nicht einmal Zeit, den Rußfleck von der Nase zu wischen, den er als eine Art von Uniform und als Zeichen seines Handwerks immer am genannten Ort zu tragen pflegte.

Die Apotheke stand leider weit weg, fast außerhalb des Dorfes, gegen Niehausen zu. Der Schmied beschaute eingehend das Wort auf dem Apothekenschild und buchstabierte es mehrmals mit großer Betonung. Wichtig, das h stand hinter dem t. Wenn er sich nicht irren sollte, so hatte er das daheim gleich behauptet.

Als er aber wieder befriedigt heimging, kam oben in seiner Gasse, schon ganz nahe bei der Schmiede, plötzlich der Hund des Schneiders Christlieb hinter dem Hofstor herangeschossen und fuhr dem Schmied unter wütendem Gebell zwischen die Beine. Das machte der Hund oft so. Er hegte aus menschlich unbekanntem hündlichen Gründen einen leidenschaftlichen Haß gegen den Briefboten, den Polizeidiener und den eisenklopfenden Schmied.

Meister Geiser war heute nicht in der Laune, mit dem kläffenden Hund jänsftiglich zu parlamentieren. Vielmehr zog er mit dem rechten Bein gewaltig aus und verletzete der Bestie einen Fußstoß, daß sie mit einem gellenden Schreckensschrei, der wie ein Fauchzer Klang, aber keiner war, linker Hand an den Gartenzaun flog und für ein Weilchen jappend dort hängen blieb. Dann setzte der ergrimmete Schmied seinen zornigen Heimweg fort. Aber als er nun wieder in der Stube vor dem Brief saß, raufte er sich verzweifelt die Haare. Denn vor lauter Hundekampf und Aufregung war ihm gänzlich entfallen, wie das Wort Apotheke zu schreiben sei, insbesondere wo von Rechts wegen das h hin-